

Presseinformation

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Adelbert-von-Chamisso-Preis 2009

Seite 1

Grußwort von Dieter Berg, Robert Bosch Stiftung

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Sehr geehrter Herr Dr. Liedtke, sehr geehrte Preisträger,
sehr geehrte Laudatoren, meine sehr verehrten Damen und Herren,

zur Verleihung des Adelbert-von-Chamisso-Preises 2009 heiÙe ich Sie hier in der Allerheiligen-Hofkirche der Münchener Residenz im Namen der Robert Bosch Stiftung herzlich willkommen. Ganz besonders begrüÙe ich Artur Becker, unseren diesjährigen Preisträger, sowie Tzveta Sofronieva und María Cecilia Barbeta, die beiden Förderpreisträgerinnen.

Wir vergeben den Adelbert-von-Chamisso-Preis in diesem Jahr zum 25. Mal. Ich freue mich sehr, dass heute auch viele Preisträger der vergangenen Jahre hier sind und die Veranstaltung teilweise mitgestalten werden.

Wie viele von Ihnen wissen, hat die Geschichte des Chamisso-Preises mit einem Gespräch zwischen dem Romanisten und Linguisten Harald Weinrich und unseren damaligen Kollegen in der Robert Bosch Stiftung begonnen. Harald Weinrich hatte die Idee zu einem Literaturpreis für deutschsprachige Literatur, der an Autoren anderer kultureller Herkunft und Muttersprache vergeben werden sollte. Dies hat er so überzeugend und begeisternd vorgetragen, dass bereits ein Jahr später, 1985, der erste Chamisso-Preis an Aras Ören vergeben wurde. Den Förderpreis erhielt Rafik Schami, dessen Karriere damals noch nicht absehbar war. Zwei Jahre später wurden Franco Biondi und Gino Chiellino zu Preisträgern bestimmt, und wie wenige andere begleiten sie seitdem als Repräsentanten der ersten Preisträgergeneration die Entwicklung unseres Preises.

Viele Autoren wurden in den 80er Jahren nur unter dem wenig schönen Etikett der „Gastarbeiterliteratur“ wahrgenommen. Der neue Preis sollte diese

Autorengruppe, die verstärkt die deutsche Gegenwartsliteratur mitzuprägen begann, aus dieser literarischen Nische herausführen. Natürlich ist es in erster Linie die hohe literarische Kunst der Autoren selbst gewesen, die dazu geführt hat, dass sie sich in den vergangenen Jahrzehnten immer selbstbewusster und deutlicher als deutschsprachige Gegenwartsliteraten etablieren und zu Wort melden konnten. Aber wir glauben – nein, wir sind sicher – dass auch der Adelbert-von-Chamisso-Preis seinen Anteil daran hat, dass die mit ihm ausgezeichneten Autoren stärker ins Bewusstsein von Lesern, Verlegern und Literaturwissenschaftlern gerückt sind. Dabei ist es ausdrücklich nicht unsere Absicht, literarische Nischen künstlich zu stärken und zu kultivieren. Im Gegenteil: Mit unserem Preis wollen wir das literarisch interessierte Publikum auf eine ganz besondere und spannende Autorengruppe aufmerksam machen. Nur wenige andere Schriftsteller haben wie die Chamisso-Preisträger den Mut und die unverstellte Gabe, mit der deutschen Sprache zu spielen, sie in oft ungewohnte neue Richtungen zu gestalten und zu variieren.

Schnell liegt einem hier der Begriff der „Brückenbauer zwischen den Kulturen“ auf der Zunge. Er beschreibt etwas durchaus Richtiges und Wichtiges. Viele Chamisso-Autoren transportieren Bilder und Figuren aus ihren Heimatkulturen in die deutsche Literatur. Denken Sie nur an Feridun Zaimoglus Beschreibungen seiner anatolischen Mutter, Zsuzsa Bánks Ungarnbilder in ihrem Roman „Der Schwimmer“, die andalusischen Spuren in der Lyrik José Olivers oder die böhmischen Geschichten Ota Filips. In den Laudationes, die wir gleich zu unseren neuen Preisträgern hören werden, erfahren wir, wie literarisch eng die Autoren mit ihrer jeweiligen Heimat in Polen, Argentinien und Bulgarien verbunden sind. Und wie diese Welten Gegenstand deutscher Literatur werden.

Alle Preisträger der vergangenen 25 Jahre wurden für ihre herausragenden Beiträge zur deutschen Literatur ausgezeichnet. Aber für den Chamisso-Preis genügt es nicht, nur ein überdurchschnittlicher Schriftsteller zu sein. Alle Preisträger haben sich irgendwann in ihrem literarischen Leben für die Literatursprache Deutsch entschieden, was in der Regel auch mit einem alltagssprachlichen Wechsel in die deutsche Sprache verbunden war. Manchen Autoren ist dieser Sprach- und Kulturwechsel möglicherweise erst durch den Preis bewusst geworden. Und dennoch hat er bei allen irgendwann stattgefunden – auch bei den Preisträgern, die hier geboren und aufgewachsen sind.

Uns, der Robert Bosch Stiftung ist es wichtig, nicht einfach nur einen Preis zu vergeben. Wir begleiten die Preisträger auch über diesen Tag der feierlichen

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 2

Auszeichnung hinaus. Zahlreiche von der Stiftung ermöglichte Arbeitsstipendien oder Lesungen, vornehmlich an Schulen, sind nur Beispiele für diese Begleitung. Die positive Resonanz im gesamten deutschsprachigen Raum zeigt das hohe Interesse an dieser Art der Förderung und natürlich an dieser Literatur.

Auch zum 25-jährigen Bestehen wollen wir es nicht bei der Preisverleihung belassen. Wir wollen den Preis und die Preisträger weiter stärken und haben während des aktuellen Jubiläumjahres mehrere literarische Projekte in ganz Deutschland initiiert, bei denen in Zusammenarbeit mit Literaturhäusern und Literaturvereinen Chamisso-Preisträger an Schulen lesen und Schreibwerkstätten leiten. Eröffnet wird diese Reihe bereits morgen hier in München mit einer Lesung von Herrn Becker, Frau Barbetta und Frau Sofronieva im Literaturhaus sowie mit diversen Schulveranstaltungen. Im Deutschen Taschenbuch Verlag wird im Herbst eine von uns geförderte Anthologie mit Texten der Chamisso-Preisträger erscheinen, an der Technischen Universität Dresden wird am dortigen Mitteleuropazentrum ein Handbuch zur „Chamisso-Literatur“ erstellt und ein wissenschaftliches Symposium wird sich im Deutschen Literaturarchiv in Marbach mit grundsätzlichen Fragen zur Bedeutung und Zukunft der „Chamisso-Literatur“ beschäftigen.

Schließlich will ich noch auf zwei Publikationen hinweisen: zum einen die aktualisierte Neuauflage des bekannten Chamisso-Katalogs mit Texten unserer Preisträger sowie biographischen und bibliographischen Angaben zu den Autoren; zum anderen das erste von insgesamt drei „chamisso“-Magazinen, die wir anlässlich des Jubiläums mit Texten und Fotos der Preisträger herausgeben. Darüber hinaus dient das Magazin als Veranstaltungskalender für das Jubiläumsjahr.

Lassen Sie mich zum Abschluss unserer Jury für ihre großartige Arbeit und ihr kluges Votum danken. Schließlich ist ein Literaturpreis ohne seine Jury undenkbar. Mein Dank gilt auch unserem Medienpartner, dem Bayerischen Rundfunk, der durch die Aufzeichnung der Preisverleihung dazu beiträgt, die Idee des Adelbert-von-Chamisso-Preises einem großen Publikum nahezubringen.

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 3

Laudatio von Ilma Rakusa auf Tzveta Sofronieva

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Meine Damen und Herren, liebe Tzveta Sofronieva,

worin liegt das Faszinosum der Poesie? Joseph Brodsky meinte, Lyrik „als die höchste Form menschlicher Rede“ sei nicht nur „die knappste, am stärksten verdichtete Mitteilungsweise menschlicher Erfahrung“, sie biete auch „den höchstmöglichen Maßstab für jedes sprachliche Unterfangen – ganz besonders auf Papier“.

Tzveta Sofronieva kam auf Umwegen zur Dichtung. Sie studierte in Sofia Physik, promovierte über kulturelle Einflüsse auf den Wissenstransfer und arbeitete mehrere Jahre als Wissenschaftshistorikerin und Kulturkorrespondentin. Was zog sie insbesondere zur Lyrik? Der fragende, staunende Gestus (denn sogenanntes Wissen zählt hier kaum)? Die subtile, verdichtete Sprache, die Ausdrucksmittel und zugleich Klang ist? Der Wunsch nach individueller Freiheit – vor dem Hintergrund ideologischer Gängelung? Die Suche nach Heimat, nachdem sie Bulgarien verlassen hatte?

Alles mag mitgespielt haben, nicht zuletzt eine Emotionalität, die sich ihrer selbst vergewissern wollte, indem sie Imagination in Sprache umsetzte. Seit den Achtziger Jahren schreibt Tzveta Sofronieva Gedichte (daneben auch Erzählungen, Essays und Theaterstücke). Sie entstanden in England, in den USA, in Deutschland – auf bulgarisch – und sind nachzulesen in den Bänden „Chicago Blues“, „Empfangendes Gedächtnis“, „Gefangen im Licht“, „Die Rückkehr des weißen Stiers“. Erst vor wenigen Jahren wagte Sofronieva den Schritt hinüber – zum Deutschen. „Eine Hand voll Wasser“ (2008) vereinigt ihre deutschen Gedichte, die sich jedoch allenthalben mit der bulgarischen Muttersprache auseinandersetzen.

Sofronieva ist fasziniert von der Vielfalt und Verschiedenheit der Sprachen. Mit seltener Insistenz reflektiert sie über die Herkunft und den Schatten von Wörtern, über die Schwierigkeit, Wörter zu transferieren, wenn man sie ihres Kontextes beraubt. Solche Reflexion ist nicht nur Motor ihres Dichtens, sondern hat zum Netzwerkprojekt „Verbotene Worte“ geführt, das 2005 in eine vielstimmige Anthologie mündete. Es ist äußerst lesenswert, was Sofronieva über deutsche Wörter wie „Heimat“, „Seele“, „Sehnsucht“ schreibt und über bulgarische wie „Zukunft“, „Wahl“, „Arbeit“, „Erwartung“. Letztere seien vom totalitären Regime missbraucht worden, erstere sind aus andern Gründen kompromittiert. „Politisch missbrauchte Wörter interessieren mich

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 4

literarisch sehr“, bekennt Sofronieva und plädiert emphatisch nicht nur für eine Offenlegung der Tabus, sondern für einen Dialog zwischen den Sprachen. „Immer noch bin ich auf die Sprache anderer neugierig, immer mehr genieße ich die Mehrsprachigkeit, die Zwischensprachigkeit. Irgendwo mit den Wörtern und jenseits einer einzigen Sprache bin ich nicht mehr gefangen, sind Begegnungen vielleicht möglich.“

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Zwischensprachigkeit als Zustand der Freiheit: So lese ich die meisten von Tzveta Sofronievas Gedichten, und ganz besonders die, die mit Anmut von einer Sprache zur andern wechseln, d.h. vom Deutschen zum Bulgarischen und zurück:

Seite 5

„Wir wandern in der Sprache, wir wandern,
i ne zemja, voda na dlan ni e nužna,
denn wir haben gelernt, durstig zu sein.
Vom Wasser haben wir's gelernt, vom Wasser.
Das hat nicht Ruh bei Tag und Nacht,
ist stets auf Wanderschaft bedacht, das Wasser.
(...) I ja ostavi na mir, vodata,
i go ostavi na mira, ezika,
und lass mich endlich
Worte und Grammatik schreiben,
wie ich empfinde...“

Ja, richtig, was diktiert die Empfindung? Welche Sprache, welchen Ausdruck? Tzveta Sofronieva lässt uns an dieser Suche teilnehmen, indem sie Worte gegeneinander hält, abwägt, verwirft, indem sie – nicht ohne Witz – im deutschen „Glück“ viele Lücken konstatiert und im bulgarischen „shtastie“ verschluckte Konsonanten, indem sie deutsche Liedzitate in andere, bulgarische übersetzt, und bulgarische Zärtlichkeiten erfinderisch ins Deutsche eingemeindet. So begegnen sich unterschiedliche Tonalitäten und Temperaturen, wird Zwei- oder Zwischensprachigkeit sinnlich erfahrbar. Sinnlich und mitunter auch als Reflexionsprozess. Wie im Gedicht „Ein unbekanntes Wort“:

„Nostalgija ist ein Fremdwort:
Homesickness, Heimweh, Nostalgie.
Auf Bulgarisch existiert das Wort nicht
und meine Tochter sagte gestern:
Mamo, imam Heimweh za teb.
Der Ort des Bewohnens kann Berlin sein,
Beverly Hills, Bitterfeld, Konska, Paris.

Hauptsache es riecht nach Mama,
nach ihren immer schneller alternden Händen,
die mit den Uhus reden können
und stark umarmen.“

Das Gedicht, das neben dem Bulgarischen auch das Englische einschließt
(home, home, sweet home), endet mit den symptomatischen Zeilen:

„Ich habe nie daran gedacht,
Worte der Zugehörigkeit oder Anerkennung
zu gebrauchen.“

Die Skepsis ist berechtigt, denn wie schnell kann Zugehörigkeit in
Ausgrenzung umschlagen. Grenzen interessieren Sofronieva nur als poröse,
und Zuhause ist für sie überall dort, wo „ein Sofa, eine Tür, ein Kissen, ein
Obstbaum, ein Flügel und ein Boot“ sind. Ihre lyrische Phantasie schweift in
mythologische (mythische) Räume, imaginiert einen Garten Eden aus der
Verbindung von Kirschkern und Rosenbeere und entwirft in märchenhaft-
epischem Ton, mit Anklängen an Hemingways „The Old Man and the Sea“,
die Geschichte vom alten Mann, dem Meer und der Frau. Hier weht ein weiter
Atem, herrscht eine großzügige Gelassenheit, die von Nörgeleien und
Haarspaltereien, von Nationalitätsdenken u.a. nichts wissen mag. Im
Langgedicht „Korrespondenz mit Kappus“, basierend auf Rilkes
gleichnamigem Briefwechsel, schlägt Sofronieva den Bogen von existentieller
Einsamkeit zum Bienensterben und scheut es nicht, von Gott, Schönheit und
kosmischen Gesetzen zu reden, wobei ihr lyrisches Ich nicht zur feierlichen
Behauptung, sondern zur bescheidenen Frage neigt:

„... und ich lebe den Stachel,
lebe seine Fragen,
fange an, das Unwahrgenommene zu lieben
immer mehr gebe ich mich den Fragen ohne Antworten hin
und meiner Verwandlung in eine Frage...“

Die ehemalige Physikerin Tzveta Sofronieva, so will es scheinen, ist endgültig
in der Poesie angekommen. Und womöglich an jenem Punkt, den der Pole
Adam Zagajewski – selber ein lyrischer Nomade – am Schluss seines
Essaybandes „Verteidigung der Leidenschaft“ so beschreibt: „... Ist es
letztlich nicht egal, in welcher Sprache man schreibt? Kann denn nicht jede
Sprache, richtig gebraucht, uns den Weg zur Poesie, zur Welt öffnen? Der
Schreibende ist gewöhnlich allein. (...) Er ist allein, obwohl er nicht für sich
schreibt, sondern für andere. (...) Die Gedanken, die er auszudrücken
gedenkt, scheinen keiner Sprache anzugehören, sie brodeln in ihm, ein
Element gleichsam wie Luft, Wasser und Feuer. Er ist allein; er bringt Freude

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 6

oder Trauer zum Ausdruck. Zeugen seiner Suche sind weder die Pass-Stelle noch akademische Grammatiker, sondern Sonne und Tod, zwei Mächte, denen man, wie La Rochefoucauld sagt, nicht fest ins Auge sehen kann.“

Liebe Tzveta, ich gratuliere Ihnen von Herzen zum Chamisso-Preis und wünsche Ihnen viel Glück auf Ihrer poetischen Wanderschaft!

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 7

Laudatio von Denis Scheck auf Maria Cecilia Barbetta

(Es gilt das gesprochene Wort.)

Liebe María Cecilia Barbetta, verehrte, im Namen Adelbert-von-Chamissos
Mitausgezeichnete Tzveta Sofronieva, rühmenswerter Hauptpreisträger Artur
Becker, sehr geehrte Festgemeinde,

die einzigen, die wirklich etwas von Fleisch verstehen, sind die Vegetarier.
Ein flirrender Satz. Ein Satz, der beim ersten Hören leichte Verwirrung
auslöst. Ein Satz, der unsere kommunikative Erwartungshaltung subtil
unterläuft und dabei eine spröde, paradoxe Schönheit entfaltet, ganz so wie
der berühmte Satz von Franz Kafka: ein Käfig ging einen Vogel suchen.

Die einzigen, die wirklich etwas von Fleisch verstehen, sind die Vegetarier.
Dies sagte vor kurzem Bill Buford, der langjährige Literaturchef des
amerikanischen Wochenmagazins „The New Yorker“, dem es zu langweilig in
der Literatur wurde, der deshalb auf Koch umsattelte, bei diversen Drei-
Sterne-Maestros dies- und jenseits des Atlantiks die Geheimnisse der
italienischen Küche zu ergründen trachtete und darüber, so schließt sich der
Kreis, unter dem Titel „Hitze“ nun wiederum ein kluges Buch geschrieben hat.

Was hat das karnivore Wissen der Vegetarier mit der Trägerin des Adelbert-
von-Chamisso-Förderpreises María Cecilia Barbetta zu tun? Ich spreche am
Anfang der Fastenzeit zu Ihnen, in München, jener leidgeprüften Stadt, die
gerade erfahren mußte, dass nach Meinung einer französischen Jury die
beste Weißwurst aus dem württembergischen Lauffen am Neckar kommt,
und dass sich diese im wahrsten Sinne des Wortes Sauschwaben-Würste
laut einem vor zwei Wochen ergangenen Urteil des Bundespatentgerichts
auch noch ungestraft „Münchner Weißwürste“ nennen dürfen. Die meisten
„Münchner Weißwürste“, so die Argumentation des Gerichts, kämen ohnehin
schon seit Jahrzehnten nicht mehr aus München, sondern aus anderen
Regionen.

Wer versteht, warum Menschen, die ein bestimmtes Produkt aus ethischen
oder sonstigen Erwägungen von ihrem Speiseplan gestrichen haben, darüber
unter Umständen länger und gründlicher nachgedacht haben als Menschen,
die dieses Produkt in fröhlicher Einfeld einfach so konsumieren, ach was, in
sich hineinstopfen, ja wen, um nun wirklich an die Grenzen menschlichen
Vorstellungsvermögens zu gehen, die eiskalte Ahnung angeweht hat, dass
auch in Lauffen am Neckar eine ordentliche Weißwurst hergestellt werden

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 8

kann, den wird es nicht wundern, warum Menschen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist, unter Umständen die beste deutsche Literatur schreiben.

Allerdings bedarf es dazu schon besonders glückhafter Umstände, Umstände, die an ein Wunder grenzen – Wunder, wie sie schon der Titel von Barbettas Debütroman „Änderungsschneiderei Los Milagros“ verspricht. Auf der Oberfläche geht es darin um Irrungen und Wirrungen der ersten Liebe, um Rausch und Ekstase, um sexuelle Not und den Ausbruch aus der Einsamkeit – oder weniger pathetisch in den Worten einer männlichen Randfigur formuliert: „Ohne Frau ist das Leben eine einzige Kackbrühe, in der ich nicht länger baden mag“.

„Änderungsschneiderei Los Milagros“ erzählt von zwei jungen Paaren in Buenos Aires: von Marina Nalo und ihrem geliebten Gerardo, und von Analía Morán und deren Verlobten Roberto. Marina ist Schneiderin, die Mathematiklehrerin Analía läßt sich von ihr ein spezielles Hochzeitskleid umnähen. Am Ende haben wir eine Liebesenttäuschung erlebt und einen Liebesverrat der ganz anderen Art, denn die eine Frau stellt zornentbrannt fest, dass die andere ein Anagramm ihres Namens ist, Projektionsbild des eigenen Lebensglücks, das, so darf man spekulieren, ihr den Geliebten ausgespannt hat und mit diesem auf Nimmerwiedersehen ins Paradies zu türmen im Begriff steht.

Die Eifersucht des Anagramms: Spätestens jetzt wird klar, daß María Cecilia Barbetta heute sehr zu Recht im Namen Adelbert von Chamissos ausgezeichnet wird. Nicht nur, weil sie auf Deutsch einen in Buenos Aires spielenden Roman geschrieben hat, sondern auch, weil ihre Phantasie der des Erfinders von Schattenverkäufern und Siebenmeilenstiefeln verwandt ist. María Cecilia Barbetta schreibt, wie sie den Vater ihrer Hauptfigur charakterisiert: „Lesend war er eine untreue, unersättliche Seele, die nicht anders konnte, als drei oder vier Bücher gleichzeitig zu verschlingen, in erster Linie davon besessen, geheime Verbindungen zwischen Thematiken und Autoren aufzudecken, eine Persönlichkeit, die insgeheim und unbarmherzig jedes Buch der Promiskuität verdächtigte, der strafbaren, unsittamen Lust an unregelmäßigen Verwandtschaftsbeziehungen zu fremden Bänden.“

Die „Änderungsschneiderei Los Milagros“ ist deshalb ein mit allen Wassern der Postmoderne gewaschener Roman geworden und zugleich eine bewegende Liebesgeschichte, eine Geschichte übers Geschichtenerzählen, eine Reflexion über Ordnungssysteme aller Art: zwanghafte und befreiende, reale und erfundene, konkrete und abstrakte. Etwa Frauenbilder von der Heiligen Jungfrau bis zu Wonder Woman oder Schmetterlingssammlungen

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 9

oder die Ordnungssysteme der Sprache selbst. Wenn die Änderungsschneiderei Milagros beschrieben wird, so erfolgt dies buchstäblich von A bis Z in Form eines Alphabets, der Besuch einer Praxis der nicht ganz so klassischen chinesischen Medizin nimmt die Form einer Beichte an, die Vernehmung der blind Liebenden durch die Mutter hat die Form eines Drei-Spalten-Texts, wie man ihn aus Arno Schmidts „Zettels Traum“ kennt, und selbstverständlich enthält dieser große Roman auch ein Rezept, ein Rezept für ein Liebeselixier, für das man einen kleinen Blumentopf mit Erde, drei Hühnerfedern und etwa einen Viertelliter Regenwasser benötigt. Das Rezept endet mit zwei Sätzen, die sich als Leseanweisung für diesen Roman erweisen: „Haben Sie etwas Geduld. Sie werden einer ganz besonderen Liebe begegnen, möglicherweise sogar der Liebe Ihres Lebens.“

Dass sich María Cecilia Barbeta da, wo's für Autoren um die Wurst geht, bei der Vergabe von Literaturpreisen nämlich, durchgesetzt hat, das freut mich, ihren Leser, und dazu darf ich der Jury wie der Preisträgerin gleichermaßen gratulieren. Herzlichen Glückwunsch zum Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis!

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 10

Laudatio von Verena Auffermann auf Artur Becker

(Es gilt das gesprochene Wort.)

In einer klassischen Laudatio, lieber Artur Becker, liebe Festgäste, soll alles schön und richtig und ohne Risiko sein.

Also halten wir uns an die Regeln und blicken erst einmal zurück in die Vergangenheit. Unübersehbar zeichnen sich da die Umrisse eines 17-jährigen jungen Mannes ab. Wir hören ein Lachen, von dem der junge Mann selbst nicht weiß, ob es ein Lachen oder doch eher ein kleines Weinen ist. Junger Mann, was ist mit Ihnen? Was tun sie hier? Bei unseren Urahnen war der Fremde immer der Feind, den es umzubringen galt, weil er den Weg blockierte, die Ordnung durcheinander brachte, Hinweisschilder übersah und auch sonst nichts verstand und nicht verstanden wurde. Der Fremde hatte die Tendenz, Anstößiges zu sagen und das auch noch arglos, sogar mit bestem Gewissen.

Der junge Mann merkte, dass die deutschen Sätze, die ihm seine galizische Großmutter beigebracht hatte, auf dem Gymnasium in Verden an der Aller, wohin er 1985 aus Polen, der Hintertasche Europas, geraten war, merkwürdig deplaziert klangen. Seine verzerzten altmodischen deutschen Sätze waren in Verden an der Aller genauso deplaziert, wie sein Polnisch. „Der Kampf mit der deutschen Sprache“ wird zwanzig Jahre später sein Romanheld Chopin in der Novelle „Die Zeit der Stinte“ sagen, „hat mich um Lichtjahre zurückgeworfen. Es war, als müsste ich noch einmal schwimmen lernen“.

Der staunende Fremde, in unserem Fall der heutige Preisträger mitsamt den Figuren, die er im Lauf seines Schriftstellerlebens erfinden wird, entwickelte das Talent, im neuen deutschen Leben die Verhältnisse im alten polnischen Leben klarer zu erkennen. Noch wusste er nicht, dass er sein Leben lang den alten Schmerz aus sich herauskratzen würde, dass er die Melodie des vergangenen Lebens wie ein nicht verstummendes Lied Buch für Buch aus seinem Gedächtnis holen würde. Er wusste nicht, worauf er sich einließ, als er beschloss, die Mythen aus seiner inzwischen hin und her verklärten masurischen Heimat zu untersuchen. Und zwar durchaus doppelbödig. Privat, und, weil das eine vom anderen nicht zu trennen ist, politisch.

Hätte er nicht seine Selbstironie, dieses Augenzwinkern den Klischees, Sentimentalitäten, dem Verlustschmerz, der Weite-Landschafts-Sehnsucht und dem Verliebtheitsleid gegenüber, würde er sich nicht selbst mit kindlicher Schadenfreude karikieren und uns zudem die Geschichten so erzählen, dass

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 11

alle Vorurteile gegen Polen und gegen die Polen höhnisch aufblinken: Artur Becker wäre nicht der ernstzunehmende Vater-/Mutterlandschriftsteller, der er ist. Sein Talent zum Selbstpott lässt es ihm eine Freude sein, aus einer falsch oder gar nicht verstandenen Antwort in einfachen und unmissverständlichen Sätzen Kapital zu schlagen. Ja, das Kapital spielt in Artur Beckers Werk eine nicht unbedeutende, vor allem aber eine herrlich mehrdeutige Rolle. Selbst dem Kommunismus in seiner Endphase entkommen, dem Kapitalismus in seiner größten Blüte in die Arme gefallen, sind Beckers literarische Figuren weniger vom Mehrwert des Geldes, als von seiner bloßen Anschauung fasziniert. Seine bildungsfernen Taugenichtse arbeiten mit Fleiß und Risikobereitschaft an jeglichen Ordnungsinstanzen vorbei. Und damit sind wir nach der „Flucht“ bei Punkt 2 der Becker-Biographie: der „Eingewöhnung“. Der junge Mann macht das Abitur, studiert, fährt von Verden nach Bremen, kämpft gegen die dröge norddeutsche Nüchternheit, lacht mitten in die tiefe deutsche Seele, versucht selbst zu bleiben und beäugt seinen Schatten. Wer den Adelbert-von-Chamisso-Preis bekommt und für den Rest seines Lebens besitzt, wird sich, lieber Artur Becker, um seinen Schatten fortan kümmern müssen.

Das Gute am Bösen ist, dass es dazugehört und dass man es theoretisch nicht überwinden kann. Beckers Personal befindet sich wirtschaftlich und in Liebesdingen in Gefahr, wobei die vermasselte Liebe viel schlimmer ist, als das vermasselte Geschäft. Der Gebrauchtwagenhändler Chopin sammelt Schwarzgeld und behandelt es wie einen Goldhamster, der Cholera hat. Er vergräbt es im Garten. Aus Angst vor dem Finanzamt. Seine Freundin betrügt er, warum? Aus Angst vor sich selbst. Als Chopin, der übrigens niemals die „Nocturne“, sondern alles mögliche andere Trashige oder klassisch Jazzige hört, das Geld wieder ausgraben will, ist es weg. Natürlich. Weshalb würde Artur Becker Bücher schreiben, wenn alles ganz simpel und leicht durchschaubar nur eine Spatentiefe unter der Oberfläche aufgestapelt wäre, wenn er, der Autor, den Ausweg aus der Vergeblichkeit irdischen Rumwuseln, Rumliebens und Rummogelns wüßte? Also sind Beckers Männer in Liebesangelegenheiten Idioten und im Wirtschaftsleben Ganoven. Die Liebe nehmen sie ernst, wenn es zu spät ist.

Die Figur des Fremden hat Artur Becker längst zum „unbefangenen Beobachter“ umgewidmet und macht keinen Hehl daraus, dass es manchmal sehr gut tut, eben genau diesen „Polen“ zu beschreiben: rauhbeinig, tüchtig, verzweifelt, gläubig und verloren. Bier fließt aus Dosen, Wodka aus Flaschen in die eine Richtung: Mund, Rachen und Kehle. All diese komisch-tragischen Halbversager sind an einem Tag X über die Grenzen gegangen, einige weit

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 12

weg nach Kanada oder nicht so weit nach Bremen. Sie haben sich arrangiert, mit den Umständen, mit der Sprache, aber nicht mit den Frauen.

Der Autor, jetzt kein ganz junger Mann mehr, mit einer alten Heimat, die seit 2004 Mitglied der Europäischen Union ist und einer neuen, die wiedervereinigt ist, spürt, trotz Reiseerleichterung und neuer Normalität, eine tiefe Beunruhigung. Er überträgt die subversive Unruhe auf seine Figuren und zwingt sie, destruktiv zu sein. Sie ruinieren, was sie gerade erreicht haben. Die schlimmste, tiefste, verzweifeltste und folgenreichste ihrer Taten ist in der aufgeklärten Gesellschaft eigentlich ein lässlicher Fall. Sie betrügen. So wird Chopin Maria Magdalena verlieren. Chrystian wird seine Frau Katharina verlassen und mit Mona Juchelka nach Polen fahren, und Kuba Dernicki, der wortlos Frau und Kinder im Reihenhaus zurücklässt, wird sich in die Hotelmanagerin Justyna verlieben, die fast in dem See untergeht, in dem Marta, seine frühe Liebe, ertrank. Hinter allem könnte der Satz eines gewissen Sascha Sokolow aus der „Schule der Dummen“ stehen, in dem davon die Rede ist, dass wir uns „irgendwann auf dieser Erde schon einmal kannten (...), dass wir zurückkehren, um uns wieder zu begegnen“.

Das Leben, liebe Gäste, ist eine Ellipse, eine Endlosschleife, aus der niemand lebend herauskommt. Kuba Dernicki, Hauptfigur des Romans „Wodka und Messer“ muss sich von seiner Tante belehren lassen, dass der Tod nichts mit dem Leben gemein hat. Bei Chamisso lernt Peter Schlemihl im Garten eines reichen Kaufmanns einen eigenartigen „grauen Herrn“ kennen. Dieser verkauft ihm den ewig vollen Geldsack. Als Gegenwert fordert er, ganz Mephistos Double, erst Peter Schlemihls Schatten und dann dessen Seele. Goethes „Faust“ erschien 1808, Chamissos „Peter Schlemihls wundersame Geschichte“ sechs Jahre später. Beckers Chopin schreibt an die Wände seines Reihenhauses: „Ich bin der Tod, willkommen in meinem Reich.“

„Die Erinnerung“, ein weiterer Punkt auf der Liste. Die Erinnerung ist tausend Jahre alt, sie liegt als Ungeheuer am Grund des Dadajsees. Aus den Seen kommen die Geschichten, der See holt sie sich in alter Orpheus- und Eurydikemanier zurück. Der Rationalismus des westlichen Leben, ach, das ist nicht Artur Beckers Welt. Erzählen, das wissen wir – denken Sie an die 1000 und 1 Nacht – zögert das Sterben hinaus. Adalbert von Chamisso, der aus der Champagne ausgewanderte Berlin-Einwanderer, der vor Napoleons Revolutionsheeren flüchtende verarmte französische Adelige, musste klagen: „Ich hatte ja kein Vaterland mehr, oder noch kein Vaterland.“ Artur Becker, ist 200 Jahre später der transkontinentale Freigänger. Er zeigt der Vergeblichkeit im Spiegel ihre Spuren.

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 13

21 Jahre war Adalbert von Chamisso alt, als er beschloss, seine Bücher in deutscher Sprache zu schreiben. Artur Becker war 29, als sein erster in deutsch verfasster Roman „Dadajsee“ erschien. Der gleiche See taucht elf Jahre später im Roman „Wodka mit Messer“ wieder auf. Das Wasser ist, was für Schlehmil Schatten, Versuchung, Fluch und drohender Untergang sind. Artur Becker, der Seelsorger für robuste Männer, unterfüttert die Gegenwart mit der Vergangenheit auf der Suche nach dem unwiederbringlichen Gestern. Kuba, Chopin, auch Chrystian reisen ungesühnten Taten hinterher. Zerrissen zwischen der Politik, der Religion und den Frauen.

Artur Becker, Sohn polnisch-deutsch-jüdischer Eltern wuchs im äußersten Masuren auf, nicht weit entfernt von der heutigen Grenze zur russischen Enklave um Königsberg. Ein Pole, sagt der liebende Spötter, ist ein osteuropäischer „Spätzünder“, dem die in einer Koje seines Bewusstseins aufgestellte schwarze Madonna wenig hilft. Chrystian träumte, als er ein kleiner Junge war, von einer Soutane und sah sich von der Kanzel herab über die Köpfe der Menschen verkünden, was richtig oder was falsch ist. Becker ist kein Prediger, auch kein Laienbruder, seine Kanzel hat er gefunden. Von dort betrauert er die verpassten Gelegenheiten. Oder, anders formuliert, die Schwachheit des Mannes – aber seien wir großzügig, die von Mann und Frau. Beckers mittelalte Tunichtgute verkaufen, verlieren, verspielen ihre Seelen – wenn die Seele eine Art Schatten und die Liebe die Seele ist, dann geht es ihnen genau wie Schlehmil. Sie fahren, jagen, rennen dem verlorenen Gegenüber, „ihrem Schatten“, den gegenseitig verpassten Liebesgeschichten hinterher.

Lieber Artur Becker, in Ihrem gerade erschienenen Gedichtband „Ein Kiosk mit elf Millionen Nächten“ fand ich den Satz: „Mittlerweile glaube ich an alles, was mir gesagt wird.“ Tun Sie das bitte nicht und niemals! Denken sie nachts an den Kiosken der Welt an Peter Schlehmil. Licht brauchen sie dazu nicht. Ihr Werk erhellt das Andere, das, was wir vergessen haben, nicht kennen oder einfach nicht mehr glauben und erinnern wollen.

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 14

Kurzbiografien der Preisträger 2009

Artur Becker wurde 1968 in Bartoszyce (Masuren/Polen) geboren. Er lebt seit 1985 in Deutschland, heute in Verden an der Aller, studierte Kulturgeschichte Osteuropas sowie Deutsche Literatur- und Sprachwissenschaft. Den Adelbert-von-Chamisso-Preis erhält Artur Becker für sein Gesamtwerk: Romane, Erzählungen und Lyrik, die die Verbundenheit von polnischem und deutschem Kulturraum bekräftigen. Zuletzt erschien sein Roman „Wodka und Messer. Lied vom Ertrinken“ (2008).

María Cecilia Barbeta wurde 1972 in Buenos Aires (Argentinien), geboren. Nach ihrer Lehrerausbildung unterrichtete sie Deutsch als Fremdsprache, kam 1996 mit einem DAAD-Stipendium nach Berlin und lehrte Spanisch an der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt/Oder. Seit 2005 lebt sie als freie Autorin in Berlin. Den Chamisso-Förderpreis erhält María Cecilia Barbeta für ihren Debütroman „Änderungsschneiderei Los Milagros“ (2008).

Tzveta Sofronieva wurde 1963 in Sofia (Bulgarien) geboren. Nach ihrem Diplom in Physik promovierte sie über kulturelle Einflüsse auf den Transfer von Wissen und studierte Poesie bei Joseph Brodsky. Seit 1992 lebt sie hauptsächlich in Berlin, wo sie mehrere Jahre als Kulturkorrespondentin arbeitete. Den Chamisso-Förderpreis erhält Tzveta Sofronieva für ihr bisheriges literarisches Werk in deutscher Sprache, insbesondere für ihren Gedichtband „Eine Hand voll Wasser“ (2008).

Pressekontakt

Susanne Staerk
Telefon +49(0)711 / 460 84-29
Telefax +49(0)711 / 460 84-96
presse@bosch-stiftung.de

5. März 2009

Seite 15